

Chisako  
Wakatake  
Jeder  
geht  
für sich  
allein  
Roman

**cass**

ZU DIESEM BUCH

Mit vierundzwanzig Jahren zieht es Momoko aus der Enge der heimatlichen Provinz im Nordosten Japans in die Metropole Tokyo. Inmitten der allgemeinen Aufbruchsstimmung, die Olympischen Spiele stehen vor der Tür, träumt sie von einem selbstbestimmten Leben als »moderne Frau«, frei von den Zwängen der Tradition, und geht am Ende doch den Weg der Folgsamkeit, der Freundlichkeit, der Harmonie: Mann, Kinder, ein schönes Zuhause.

Jetzt, mit vierundsiebzig, ihr Mann ist tot, die Kinder sind längst aus dem Haus, denkt Momoko nach. Über die Träume, die sie einst hatte. Über die Liebe, die ihr die Luft zum Atmen nahm. Über die Einsamkeit. Über das Altern und den Tod. Und nach einem ganzen Leben mit der Hochsprache kommt mit Macht wieder, was sie als junge Frau in Tokyo immer für ein Stigma hielt: ihr Dialekt. Ihre Heimat.

Momoko hört Stimmen: die ihres Mannes, die ihrer Großmutter, die ihres jüngeren Selbst. Sie spricht mit sich. Sie stellt sich Fragen und beantwortet sie sich, mal hochsprachlich, mal im Dialekt. Aus diesem zweisprachigen Hin und Her vieler Personen, die, wie natürlich auch Momoko weiß, *eine* sind, aus diesen Selbstgesprächen entsteht das berührende und zuweilen urkomische Bild einer Frau, die am Ende doch ihre Freiheit findet. Dieses Bild im Deutschen nicht so wiederzugeben, wie es ist, zum Beispiel die dialektalen Einsprengsel nur in mehr oder weniger verschliffener Umgangssprache abzufassen, war, allen Vorbehalten dialektalen Übersetzens zum Trotz, keine Option: Sowohl der Witz wie die Bitterkeit dieses zutiefst menschlichen Buches blieben unweigerlich auf der Strecke.

Glücklicherweise fand sich im Deutschen ein Dialekt, der dem von Momoko – und der Autorin Chisako Wakatake – gesprochenen nordostjapanischen in vielem ähnelt: das Erzgebirgisch-Vogtländische. Es ist ebenso weit entfernt vom Hochdeutschen wie der Tōhoku-Dialekt vom Standardjapanischen, es ist ebenso verständlich-unverständlich, und es wird oft ebenso belächelt. Dass es in der deutschen Fassung des Buches dieselbe wunderbare Rolle spielt wie Momokos Mundart im japanischen Original, ist dem Leipziger Philologen Heinrich Schneider zu verdanken, der die entsprechenden Passagen mit Sachverstand, Akribie und Erfindungsreichtum ins Dialektale gehoben hat. Er ist der zweite Übersetzer.

# Chisako Wakatake Jeder geht für sich allein

Roman

Aus dem Japanischen von Jürgen Stalph

**cass**

Originaltitel: *Ora ora de hitori igu mo*  
Copyright © Chisako Wakatake 2017  
All rights reserved

Originally published in Japan by  
Kawade Shobō Shinsha Ltd. Publishers  
German Translation Rights arranged with Kawade Shobō  
Shinsha Ltd. Publishers through Japan UNI Agency, Inc.,  
Tokyo, and Linwood Messina Literary Agency, Paris

Druck und Übersetzung  
gefördert von der

**JAPAN**FOUNDATION 

Jeder geht für sich allein

ISBN 978-3-944751-25-2

Erste Auflage 2021  
© cass verlag, Bad Berka  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hans Peter Jugl  
Umschlag: Radierung von Beate Block, Weimar  
(»Steinpackung«)  
Buchgestaltung und Satz:  
Victor Balko, Frankfurt am Main  
Gesetzt in der Freight  
Gedruckt auf Munkun Premium Cream 1,95-fach 100 g  
Druck und Bindung:  
CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany  
[www.cass-verlag.de](http://www.cass-verlag.de)

OH WIH, neiordings iss morr su narrisch in Kobbf.  
 Vos sell iech dee mächng, su gånns ellaa?  
 Iech wass nimmer wadder.  
 Nu wos dee, dess warrd scho.  
 Iech bie doch be dir. Du unn iech, morr sei bis dseleddsd  
 dsåmm.  
 Du? Wer iss dess dee, du?  
 Dess wassd de nedd? Iech bie du, unn du bisd iech.

Seit eben lauscht Momoko den dialektalen Stimmen, die sie überfluten, als wäre ein Damm gebrochen, und schlürft ihren Tee.

*Sch-sch.*

Außer den unaufhörlich in ihrem Hirn mit ihr sprechenden Stimmen hört Momoko noch etwas anderes. Ein leises Geräusch in ihrem Rücken.

*Ksch-ksch.*

In dem stillen Zimmer klingt alles laut.

Das Geräusch kommt von hinter ihr, von jenseits der Stuhllehne, aus dem Spalt zwischen dem Külschrank und der Anrichte. Ein Rascheln wie von einer Plastiktüte, die befigert wird. Das Geräusch ist unangenehm, eine wahre Qual für die Ohren.

*Ksch-ksch.*

Doch Momoko bleibt ganz ruhig, passt ihr Schlürfen dem Rhythmus des Raschelns an.

*Sch – ksch-ksch, sch – ksch-ksch.*

Sie weiß, wer das Geräusch verursacht, muss sich nicht einmal umdrehen. Es sind MÄU-SE.

Seit dem letzten Herbst, als ihr Hund, mit dem sie sechzehn Jahre die Wohnung geteilt hatte, starb, ist das aufdringliche Rascheln überall, auf dem Speicher, unter den Dielen. Am Ende krochen die Mäuse offen herum, kamen und gingen, wie es ihnen beliebte, sogar, wie heute, am helllichten Tag. Vor Momoko, die die älteren Wohnrechte hat, nehmen sie sich in acht, nehmen vielleicht sogar Rücksicht, aber Geräusche machen sie, daran halten sie fest, man hört sie immer. In den Ecken, wenn sie aus Dielenritzen schlüpfen oder darin verschwinden, beim Nagen, beim Kratzen. Da hat selbst Momoko nicht den Mut, hinzuschauen, aber an die Geräusche hat sie sich gewöhnt, damit kann sie leben. Denn in diesem Haus, in dem abgesehen von ihren eigenen kein menschlicher Laut zu vernehmen ist, sind Geräusche eine Kostbarkeit. Anfangs hatte Momoko das Geraschel gescheut, hatte es als Zumutung empfunden, aber jetzt fürchtet sie sich eher, wenn es ausbleibt, wenn das Zimmer in absolute Stille versinkt.

Momoko dreht die Teeschale in den Händen und nimmt einen Schluck, spürt, wie die Wärme der Schale angenehm in die Fingerspitzen zieht, nimmt noch einen Schluck, dann automatisch noch einen. Sie löst ihre Hand von der Schale und betrachtet sie. Eine abgearbeitete Hand. Als Momoko klein war, hatte sie einmal ihrer Oma über den Handrücken gestrichen, hatte in die Haut gekniffen und daran gezogen. Die dicke Haut, auf der sich die Adern abzeichneten, hatte sich geradezu erschreckend dehnen lassen. Nein, das tut nicht weh, hatte die Oma gesagt, und so ist es. Es war eine

knochige, große, rauhe Hand gewesen. Eine solche Hand hat Momoko jetzt vor sich. Dass dieser Tag einmal kommen würde, hätte sie nicht gedacht. Momoko seufzt zur Decke hin und schaut sich, ohne etwas wirklich in den Blick zu nehmen, in dem Zimmer um, das mit den Jahren nicht besser geworden ist.

Alles hier ist alt und wie von Sud braun verfärbt.

Vor der Papierschietür, die nach Süden auf den Garten geht, sind von Wand zu Wand Leinen gespannt. Daran hängen ein kurzärmliges Kleid und der Wintermantel, Kleidungsstücke, die noch in der Plastikverpackung der Reinigung stecken, in die Momoko sie gegeben hatte, ein Handtuch, der Rock mit dem schiefen, ausgeleierten Reißverschluss, der so aussieht, als hätte sie ihn eben erst ausgezogen, daneben vier Trockenpersimonen; dahinter schaukelt, obwohl doch kein Wind geht, ein halber, strohseilverschnürter Salzlachs. In die Zwischenräume fällt das fahle Licht der nachmittäglichen Märzsonne.

An der Westwand stehen ein altertümlicher Kleiderschrank, der buddhistische Hausaltar, ein Geschirrschrank mit gesprungenen, kreuz und quer abgeklebten Glastüren und daneben ein Kühl-schrank, von dessen Tür längst vergessene, einst von den Kindern angebrachte Sticker abblättern. An der Ostseite steht eine Liege, und auf der geräumigen Ablage des Erkerfensters ein Fernseher, das Kabel wie ein Schneckenhaus zusammengerollt, daneben ein Beutel Mandarinen, eine angebrochene große Flasche Sake, eine leere Konservendose mit Stiften, Schere und Kleber, dazu ein ziemlich großer Tischspiegel. Auf dem hier und da abgetretenen Parkett stapeln sich alte Bücher und Zeitschriften. An der Nordwand steht die Spüle mit daneben den Töpfen, Pfannen und dem Geschirr, außerdem der Vier-Personen-Tisch, an dem Momoko mit aufgestützten Ellbogen sitzt und auf dem sie eben mit einer Armbewegung einen Wust von Zeug zur Seite geschoben hat, um

wenigstens ein bisschen Platz für die Thermoskanne, das Teekännchen, die Teeschale und die Salzcracker zu schaffen. Selbst die anderen drei Stühle dienen nur noch zur Ablage von irgendwelchen Sachen.

Es herrscht ein völliges Durcheinander, das aber mit seiner, wie soll man sagen – Ordnung in der Unordnung? Praktikabilität vor Schönheit? – mit seiner unbedingten Bevorzugung des Praktischen jedenfalls, Vorzeigbarkeit hin oder her, und der Möglichkeit, alles – sich ankleiden, essen, wohnen – in einem Raum erledigen zu können, durchaus den Charme des eigentlich ganz gut Handhabbaren hat. Auch wenn das vielleicht nicht jeder so sieht. Natürlich besteht das Haus nicht nur aus diesem einen Raum, nebenan gibt es noch so etwas wie ein großes Wohnzimmer, das allerdings schon seit ewigen Zeiten zur Abstellkammer verkommen ist; benutzen kann man nur das Schlafzimmer im ersten Stock und dieses Zimmer hier. Alle drei Tage ist es Momoko zu viel, ins Schlafzimmer hochzugehen, und dann schläft sie in ihrem alten, an den Knien ausgebeulten Jersey-Anzug, in ihrem Schlaf- und Wach- und Hausanzug, unten auf der Liege.

Momoko schlürft weiter ihren Tee. In ihrem Rücken weiter das Rascheln.

*Sch-sch, ksch-ksch.*

*Sch, ksch, sch, ksch, sch-ksch, sch-ksch.*

Und dazu in ihrem Kopf: Iech bie du, du bisd iech, iechbiedu, dubisdiech, iechbiedu, unaufhörlich, von innen, von außen, Geräusche, Stimmen in tiefem Bass, miteinander wettstreitend, sich überlagernd, fast wie bei einer Jazz-Session. Was nicht heißt, dass Momoko sich mit Jazz auskannte. Oder mit Musik ganz allgemein. Gleichwohl fühlt sie sich dem Jazz zu großem Dank verpflichtet. Denn als sie die Trauer kennenlernte, den Kummer, als sie vor Kummer zitterte, denn für den Betroffenen bricht dabei immer

eine Welt zusammen, hatte Momoko im Radio Jazz gehört. Mit Liedern konnte sie nichts mehr anfangen. Und klassische Musik machte den Kummer nur schlimmer. Da hörte sie dieses Jazzstück. Wie es hieß und von wem es stammte, weiß Momoko auch heute noch nicht, aber als sie es hörte, war ihr, als würde ihr Kopf, der vor Kummer hatte schier zerspringen wollen, von innen ausgeklopft.

Bis der Kummer entfloh.

Momokos Hände hatten sich ganz von allein bewegt, ihre Füße hatten den Takt in die Dielen geknarrt, die Hüften sich gewogen und, bevor sie es recht merkte, hatte ihr ganzer Körper sich wie verrückt gewunden: ein spontaner Tanz, frei und befreit, in dem sich der Rhythmus des Jazz und Momokos wilde Bewegungen riefen und fanden. Das war schön gewesen. An dem Tag hatte es wie aus Kübeln gegossen, die Fensterläden waren zum Glück noch nicht auf, und nur dünne Streifen Licht fielen durch die Ritzen und die Papierschiebetür in den schummrigen Raum. Diesen Tag, an dem sie sich so wild bewegte, dass sie nach Atem rang und ihr so heiß wurde, dass sie sich Stück für Stück ihrer Kleider entledigte, bis sie schließlich splitternackt vor dem nagelneuen Hausaltar tanzte, hat Momoko nicht vergessen.

In Momokos Heimat sagt man nicht »kotzen«. Man sagt *koddsn*. An jenem Tag hatte Momoko, wenn auch nur kurz, den Kummer vertrieben. Hatte ihn sich im wahrsten Sinne des Wortes aus der Seele *gekoddsd*. Dank des Jazz. Eigentlich war sie damals immer gehemmt gewesen. Klein. Heute zieht Momoko sich ihres damaligen Kleinmuts. Sie hätte, wenn schon, das Radio auf volle Lautstärke drehen sollen, hätte, wenn schon, bei offenen Fensterläden tanzen sollen, im Hellen, ohne alle Scheu.

*Ooder?*

Wenn Momoko heute Jazz hört oder ihn spürt, gerät ihr Körper nicht mehr wie früher in Bewegung. Allenfalls zuckt die Spitze des

Zeigefingers ihrer linken Hand, mit der sie die Teeschale hält. Dass das am Alter liegen könnte, mag sie sich nicht vorstellen.

Jazz ist aber nicht das Thema, das sie im Kopf hatte. Was war nur das Thema gewesen?

Im Kopf verschwimmt ihr alles. Sie kann nicht klar denken. Sie hat das Gefühl, dass da etwas anderes war, über das sie nachzudenken hatte. Nur was?

Momoko ist sich schwach bewusst, dass ihr Denken springt. Kaum hat sie den Splitter eines Gedankens aus keinem rechten Zusammenhang gefischt, ist er wieder woanders, kommt und geht. Sie kann ihn nicht festhalten.

Ob dess änn Älder liechd? Unsinn. Man darf nicht alles aufs Alter schieben.

Noocherd muss is dess sei: Das lange Leben als Hausfrau.

Was soll das denn heißen? Dass lange Jahre eintönigen Lebens zu sprunghaftem Denken führen?

Nach und nach formen sich in Momoko Fragen und Antworten auf diese Fragen, ertönen von überallher Stimmen, Stimmen unklaren Geschlechts und unklaren Alters, die sich zu allem Überfluss verschiedener Sprachen, verschiedener Ausdrucksweisen bedienen. Neuerdings, da Momokos Körper sich nicht mehr bewegt, nein, *weil* er sich nicht mehr bewegt, werden die Stimmen in ihr, wie um diese Bewegungslosigkeit zu kompensieren, immer variantenreicher.

Die Arbeit der Hausfrau ist vielfältig und kleinteilig. Ständig muss sie dies und gleichzeitig jenes tun. Sagt eine Stimme monoton.

Dsenn Beischbiel wos? Eine andere, gereizt.

Jeenfälls nedd ne gännsn Dooch neer schdummsinnich Holds hãggng.

Rachd äldes Beischbiel, gell? sagt wieder eine andere Stimme.

Genau. Unn änn Weergschduhl gesassn hood se aa noch, de Fraa.

Jå, äbber nedd änn Schdig. Dess kåh morr siech doch laachd vihrschdelln. Dorr Holdshauer hãggd de gånse Dseid neer Holds, äbber de Hausfraa gibbd naambei denn blarrndn Kind de Brusd unn simbelierd dorrbei, wãrrnd orr eifalld, dess is Dseid wår, dorr Schwiechermudder de Windln dse waggsln, wos se dsenn Oomdassn kochng sell. Ådauernd sell se dess mächng unn wos ånners mächng, kaa Wunner, dess se orre Gedånkgn nedd dsãmmhãldn kåh.

Genau, dess iss is. Dess iss is, wudrieber iech noochdenkng wodd.

Es ist nicht leicht, seine Gedanken zusammenzuhalten, ohne Frage, aber wenn Momoko es jetzt nicht tut, wann dann? Jetzt ist die beste Gelegenheit. Und vielleicht die letzte. Wie lange wird sie es noch können? Wie viele Jahre bleiben ihr noch, jedenfalls in der Verfassung, in der sie jetzt ist? Schdimmd! Sie muss jetzt nachdenken, und dabei immer weiter zurückgehen.

Su iss is! Genauesu iss is! Äch wos, Gwãdssch! schwirren die Stimmen durcheinander.

Mich würde eher interessieren, wirft eine sehr laute Stimme ein, warum jetzt ständig dieser Dialekt auftaucht.

Das fragt sich Momoko auch. Endlich wird ihr bewusst, dass von all den Fragen, die ihr durch den Kopf gehen, die nach dem Dialekt die dringlichste ist.

Sie setzt neu an. Warum jetzt plötzlich der Dialekt? Fünfzig Jahre lang, seit sie mit vierundzwanzig von zu Hause fort ist, hat sie im Alltag nur die Hochsprache benutzt und in der Hochsprache gedacht. Trotzdem nimmt jetzt der Dialekt überhand. Vielmehr, sie denkt mit einemmal im Dialekt. Banales wie Abstraktes – Wos sell iech dsenn Oomdassn mächng? Wer bie iech? – alles ist neuerdings im Dialekt, zu ihrer eigenen Verblüffung. Das heißt, genau genommen *spricht in mir jemand mit mir*. Im Dialekt. Äbber nedd neer aaner redd ooder zweeje, naa, viele. Mein Denken besteht aus

der Unterhaltung dieser vielen Leute. Kann ich das als mein Denken bezeichnen? Es findet ohne Zweifel in mir statt, ich bin der Sprecher und ich bin der Hörer, aber irgendwie kommt es mir so vor, als wäre ich eine Hülle. Nur eine Hülle. Wer sind denn nur diese von mir umhüllten Leute? Wer seid orr? freech iech uuwillkierlich. Wie seid orr in miech reikumme? Äch, iech wass. Orr seid wie de Zotten in Dinndärm. Iech hoo uudsehlche Zotten in Kobbf, dichd å dichd. Die siech hie unn haar wieng, wie Flausch, unn wenn welle wos dse morr soong, richdn neer die siech auf, su uugefahr. Kaane schiene Vihrschdelling, åbber margwirrdcherweis aa nedd grood uuåhgenehm. Neer dsuu, iech hoo niggs dorregeeng, dess ihr ieberneimme dudd.

Momoko schaut wer weiß wohin und lacht, dann plötzlich über die Schulter nach hinten. Sie hört das bewusste Rascheln, oder glaubt es zu hören. Und vergisst dabei völlig, was sie eben gedacht hat. Sie bleibt wirklich nicht lange bei der Sache. Wie ein Huhn, das alle paar Schritte die Richtung ändert, wendet sie sich ständig etwas anderem zu. Sie verweilt nirgends, eins führt zum andern. Jetzt ist sie bei der Art Freundschaft, die sie mit den Mäusen verbindet. Damals war das anders. Doodsemoll, wenn dee doodsemoll? »Doodsemoll« gibbs viele, wirft jemand ein.

Früher hat Momoko tatsächlich nicht nur bei Mäusen, sondern auch bei Kakerlaken, Asseln und so weiter so laut gekreischt – *da! da! da!* – dass selbst ihr Mann erschrak, hatte wem auch immer, der zu ihrer Rettung herbeistürzte, von hinten bewundernd zugehört und sodann ängstlich durch die Finger den Feind betrachtet. Wenn es ein Mann war, hielt er ihr die Beute dann extra vor die Nase. Woraufhin Momoko, die Frau, floh. Und der Mann erst recht in Fahrt kam und sie verfolgte, die Beute schwenkend. Und die Frau *Hör auf! Hilfe! Nein!* schrie. Ja, so eine Zeit hatte es auch für Momoko gegeben.

Indessen kam die Zeit, als Momoko schreien konnte, so viel sie wollte, ohne dass der Mann, der ihr Mann wurde, sich hätte blicken lassen. Da war ihr nichts anderes übriggeblieben, als sich die Tränen wegzuwischen, eine Zeitung zusammenzurollen und damit oder, wenn die Zeit nicht reichte, mit ihrem Pantoffel zuzuschlagen, und dann hatte sie, wenn sie getroffen hatte, gejauchzt, hatte das Tier in sich akzeptiert, hatte vor Stolz und Freude gebrodelt. Und jetzt? Dess s miech in laddsdorr Dseid går nimmer doodorrsdsuu drabbd, kåh doch nedd neer å denn Geråschl lieng, dess de Meis måchnng, wos iss dee doo mied morr båssierd, sagt jemand, wos aa immer, ein anderer, und schon wechselt das Thema wieder, åbber de Mundård in laddsdor Dseid, wu kimmd die dee haar? Wos iss die forr miech aangdlich? Der Dialekt, meldet sich da in belehrendem Ton eine Zotte, ruhig wie eine sanftmütige alte Dame, hält kurz inne und fährt dann unerwartet geschwind fort, der Dialekt ist die älteste Schicht meiner selbst. Er ist so etwas wie ein Strohalm, mit dem sich die älteste Schicht hochholen lässt.

Was in einem Menschen vorgeht, ist nicht so leicht zu verstehen. Das Herz hat viele Schichten. Die Ur-Ichschicht, die man mit den Augen des Neugeborenen sieht, und die verschiedenen Ich-Schichten, die man angenommen hat, um zu leben, die Schichten, die einem beigebracht oder soll man sagen: eingebleut wurden, dicke, sich überlagernde Schichten des Somussmandasmachen, des gesunden Menschenverstandes, und solche der Weltklugheit, die man vorgibt, gesammelt zu haben, die tatsächlich aber für einen gesammelt worden sind, Platten, mit anderen Worten, wie die Kontinentalplatten der Erde, die gibt es auch im Herzen. Ich glaube wirklich, dass nichts in Einzigartigkeit existiert. Immer gibt es Ähnliches. Auch die Erde und ich sind einander grandios ähnelnde Formen. Kontinentalplatten gibt es auch in mir, und über der ältesten, der unberührten Terra incognita sozusagen, dem Dialekt, schwebt wie



ein Abbild die Ur-Landschaft. Was nicht heißt, dass ich, weil sie dermaßen tief liegt, nicht an sie herankäme. Ich brauche nur *iech* zu sagen, und schon kommt Bewegung in das Bild, nimmt es Form an, gerinnt zu Worten, und die Urschicht meines Herzens erwacht zu Leben. Ebenso wie ein schickes, poliertes, schönes Ich zum Vorschein kommt, wenn ich *ich* auf Hochjapanisch sage. So wie das Subjekt das Prädikat regiert. Das Subjekt, das ich wähle, zieht ein Prädikat aus derselben Schicht nach sich und formt den Gedanken. In gewisser Hinsicht ist das erschreckend, denn im Dialekt steh ich ja nackicht da.

Was soll das denn jetzt? mischt sich eine Stimme ein. Wos hood dei Shuzo, dess haasd mei Shuzo, immer gesoggd? De måchsd ålls immer eggdra kombledsierd. De dusd dse viel denkng. De Mundård iss niggs wadder wie Åndichkeid nooch dorr Haamid. Dass in der Heimat vieles gut war und deshalb aus nostalgischen Gefühlen gerade jetzt der Dialekt wieder hochkommt, dem kann Momoko zustimmen. Aber wår dess werrgliche su aafåch, sie und ihre Beziehung zum Dialekt, dess wår doch nedd neer bånål. Die ganze Vergangenheit stürmt auf sie ein.

Das erste Mal heftig bewusst wurde ihr der Dialekt in der ersten Klasse der Grundschule, beim Aussprechen der 1. Person Singular. Bis dahin hatte sie ganz unbefangen *ora* gesagt, *iech*, wie alle um sie herum, die Jungs wie die Mädchen. Das Geschlecht spielte keine Rolle. In den Lehrbüchern standen aber andere Wörter, *boku* und *watashi*. Das war ein Schreck. *Ora* – »iech« – klang mit einem Mal provinziell, schmutzig geradezu, um es deutlich zu sagen. Aber man konnte es nicht einfach durch *watashi* ersetzen, so simpel war die Sache nicht. *Watashi* – »ich« – klang affektiert. Sobald man das Wort aussprach, stellte sich Unbehagen ein, fühlte man sich, als wäre man jemand anders, als steckte einem eine Gräte im Hals. Eine Gräte im Hals geht weg, wenn man einen Klumpen Reis

schluckt, aber ein Wort, das im Herzen steckt, bleibt stecken und stört für alle Zeit. Ein Wort, das im Herzen steckt, ist eine Qual.

Das *Watashi*-Ich war wie ein Christus- oder Marienbild, auf das die frühen Christen zu treten hatten als Beweis dafür, dass sie dem Glauben abschwören. Es war eine Gesinnungsprobe. Du hast Verlangen nach der Metropole? Sag *watashi!* Aber wenn Momoko als Kind *watashi* sagte, beschlich sie unweigerlich ein Gefühl von Verrat, gerade als träte sie den Ort, in dem sie lebte, die Blumen, die Bäume, die Leute mit Füßen, mehr noch, geriet das Wichtigste, das, was sie mit *iech* bezeichnete, ins Wanken, und sie bekam es mit der Angst zu tun: So könnte sie nur ein unaufrichtiger, wankelmütiger Mensch werden.

Von da an hatte sie ein gestörtes Verhältnis zum Dialekt. Die Unruhe und der Ärger, nicht einfach sagen zu können, dass sie etwas mooch, wenn sie es mochte, nicht einfach sagen zu können, dass ihr etwas dsewieder war, wenn es ihr zuwider war. Åbber wenn de jeeds Moll errschr lång ieberleechsd, sagt jemand in Momoko, krichsd de bål går niggs meh raus, ålso Schderrds drauf unn schie dsuuhåldn. Åch wos, in denn Ålder kåh se doch redn, wie se will. Schmeiß de Soornng wagg, wos wissd de diech doodormied aufhåldn, iddse, wu s hålbe Leem hinner dorr liechd, ooder besser: wu de scho e guds Schdigg Weech aff s Jennseids dseriggeleechd hossd, sagt jemand ruhig, und ein anderer, zornig: Wos iss dee, biddschee, schlachd å dorr Mundård? Ja, das macht Spaß, so den Stimmen zuzuhören. Wie mitten in einem Nachbarschaftsklatsch und -tratsch, so interessant ist das. Dess iss Aasåmmkaad, fasst jemand zusammen, die kaane iss beziehungsweise dich in deiner Einsamkeit wohlfühlen låsst, vielleicht eine Art Schutzvorrichtung, die sich das Gehirn ausdenkt, um das Alleinsein erträglicher zu machen. Åbber, wischt eine laute Stimme alles beiseite, iss dess normål?

Viele Leute im Kopf zu haben, ist das möglicherweise Demenz im

Frühstadium? Wenn die Grenze zwischen Bewusstsein und Realität verwischt, wenn die Leute im Kopf real werden, wenn man anfängt, in der Öffentlichkeit zu brabbeln, oogodd! Wie uuähgenehm dess wär! Und wenn ich verrückt werde: Wie soll ich dann alleine zu-rechtkommen? Ogoddegodd.

Momokos Zottenaugen oder, anders ausgedrückt: die Augen der unmittelbar an sich selbst gekoppelten beziehungsweise, um es mit Momokos Worten zu sagen, die der bloßen Hülle Momoko, nein, einfacher, die der eigentlichen Momoko verschwimmen und starren ins Ferne.

In der Tat: Was sollte sie tun?

Da huscht jemand von links nach rechts durch Momokos Herz, eine Frau. Sie ist ziemlich alt, hat das Haar zu einem Knoten gebunden und die Hand am Kragen, um ihn zusammenzuraffen, darunter ein Handtüchlein. Die Frau dreht sich um, schaut Momoko wie prüfend an, sagt: Sei meine Aang offm? Sei se werrgliche offm? Als Momoko sie anspricht, Äch, Grossmuddl, wienooch du dee iddse? antwortet sie nicht, sondern fragt wieder: Sei meine Aang offm? Sei se werrgliche offm? Ja, sagt Momoko so nachdrücklich wie in Kinderzeiten, se sei offm, glabb morr's, worauf die alte Frau langsam *Oh* sagt und seufzt, dann ist sie weg.

Wieder die Oma.

Wie man schreibt, wie man die Stäbchen hält, fast alles hat diese Frau ihr beigebracht. Momokos liebe Großmutter. Sie hatte ihr immer Kimonos genäht. Sie war eine so gute Kimonoschneiderin, dass das lokale Fachgeschäft für die exklusiven Kimonos ausschließlich sie beauftragte. Die Stoffbällchen, die sie aus Stoffresten nähte, waren schöner als alle, die die anderen hatten – wo sind die eigentlich hin? Dess iss sibbsich Gähr haar, wu selln se scho sei? Wagg, Schdaub unn Äscher! hält eine Stimme Momoko, die schon aufstehen will, zurück. Wos, su läng iss dess scho haar?

erschrickt eine Stimme. Sofort erheben sich andere, viele. Naa, su läng scho? Stimmen über Stimmen, eine wahre Kakophonie, und dazwischen: Die arme Oma. Se wodd nedd glaam, dass sie grauen Star hatte und nichts mehr sehen konnte. Sie riss immer die Augen auf, zeigte das trübe Weiße und stellte wieder und wieder dieselbe Frage, das ließ mich herzlos werden. Ich war noch klein damals und verstand das nicht, aber sie hatte Angst, dass sie gar nichts mehr würde machen können.

So wie ich jetzt. Wos sell warnn? Nedd neer iech hoo älso die Ängsd, s gedd nedd neer mir su. Es ist dasselbe. Alles wiederholt sich. Die Oma und ich sind Weggefährten, durch siebzig Jahre getrennt.

S iss nedd neer be mir su. S warrd scho erngdewie warnn. Momoko wiederholt die Worte. Mit der Nuance, dass es irgendwie werden *müsse*. Dass es nicht schlimmer werden solle.

Übrigens, die Sache, dass du den Pantoffel nicht mehr schwingst, meldet sich von irgendwo eine andere Stimme. Eine sich aufgesetzt jung gebende Zotte. Darüber legt sich getragen eine andere, nestorhaft: Wovon reden wir hier? Das Leben ist ein Trauerspiel, ich habe das bitter erfahren müssen. Ich hatte immer gedacht, gib dir Mühe, dann findet sich schon ein Weg. Darauf hab ich vertraut, darauf hab ich mein Leben aufgebaut. Wenn es dunkel ist, zum Beispiel, muss man da eben durch und auf die Zukunft hoffen, aber dann, damals ... *Wann, damals?* Damals ist damals, das Damals, als passierte, wovor ich mich am meisten gefürchtet hatte. Da hab ich begriffen. Dass es im Leben Sachen gibt, wo du nichts machen kannst, rein gar nichts, wo du dir Mühe geben und strampeln kannst, wie du willst. Und wenn du das begriffen hast, dann siehst du, dass das ganze hektische Raffen und Streben in die falsche Richtung geht, dass es verlorene Liebesmüh ist. Ich hab erfahren müssen, wie hilflos der Mensch ist, und dass es im Leben eine Verzweiflung gibt, die man

nicht überwinden kann. Man muss es nur begreifen, dann wird alles leichter, dachte ich, man muss nur sehen, wie man dahinkommt. Von da an war ich ein anderer Mensch. Ein völlig anderer als der, der ich vorher war. Ich war stark geworden. Ich war einer, der eine volle Breitseite abbekommen hatte. Eine zweite oder eine dritte machten mir keine Angst mehr. Beten und abwarten, das war alles.

Hä? wundert sich die junge Zotte und tritt ab. Iech hoo kaa Ähning nedd, vå wos de reddsd.

Der Nestor fährt noch eindringlicher fort: Der Mensch, die Maus, die Kakerlake, alles kein großer Unterschied. Alle wuseln sie herum, sind Wartende, die nicht warten. Die sind alle eins, genau. Das ist mir klar geworden.

Heer auf mied denn aufgebloosne Gelåddsch. Kåssd de diech nedd deidlicher ausdriggng? erheben sich ringsum Stimmen, der Nestor zieht den Kopf ein und trollt sich.

Die Außen-Momoko, die so eingehend ihr Innenleben beschaut hat, zieht ein komisches Gesicht und lacht. Das schwache Licht, das zwischen den Trockenpersimonen und den Handtüchern ins Zimmer gefallen war, ist weg, alles liegt in fahlem Abenddämmer. Das ist die Stunde, in der Momoko von der ihr schon vertrauten, aber doch überwältigenden Einsamkeit eingeholt wird. Langsam trinkt sie den kalten Tee in ihrer Schale aus.

*Wieder eine Nacht der Erinnerungen*, brummt sie eine Lage zu tief und wiederholt dabei ihr Standardgejammer, dass kein Mensch auf der Welt dieses Lied so tief verstünde wie sie.

Da hört sie ein merkwürdiges, schwer einzuordnendes Geräusch. Es war eindeutig anders als das bisherige leblose Plastikrascheln, irgendwie menschlich. Nein, das war kein Geräusch, das war eine Stimme. Momoko erschrickt und will zum ersten Mal wissen, wer der Urheber dieser Stimme ist, will ihn mit eigenen Augen sehen.

Ohne sich umzudrehen, wirft sie ein paar Stückchen von den Salzcrackern, die ihr in letzter Zeit an der Teilprothese im Mund Schmerzen machen und die sie deshalb zwei Tage hat liegen lassen, so dass sie Feuchtigkeit gezogen haben, hinter sich. Die feuchten Cracker ploppen auf den Boden. Momoko lässt kurz die Stille verstreichen, zählt, um den richtigen Augenblick zu erwischen, im Herzen bis drei und dreht sich dann abrupt um. Da! Sie hat etwas gesehen. Glaubt vielmehr, etwas gesehen zu haben. Etwas vom Rücken bis zum Bauch Bläulichgraues, etwas mit einem dünnen Schwanz scheint vorbeigehuscht zu sein. Momoko will es genauer wissen. Weil sie sich so fast den Hals verrenkt, setzt sie sich, um besser sehen zu können, anders hin. Sie hat Leute im Kopf. Dann ist alles mögliche möglich, warum nicht auch, fantasiert sie, sich mit einer Maus zu unterhalten, schlägt sich mit beiden Händen auf die Schenkel und will aufstehen. Ihr Schlag auf die Schenkel hätte jugendlich munter klingen sollen, aber es kam nur ein trostlos dumpfer Ton. Auf dem Boden liegen nur die Cracker, von Maus keine Spur. Die hatte natürlich Besseres zu tun gehabt, als auf Momoko zu warten. Momoko steht eine Weile da, lacht über ihren kindischen Einfall. Wer soll auch schon zu mir kommen, niemand, bloß das schleichende Alter, jammert sie in einem fort, åch, iech bie su ellaane, esuu aasåmm.

*Iech, iech, iech*, erscheint sofort ein Zottenkavallerist und schimpft drauflos, subåll morr emoll nedd hieguggng dudd, kimmsd de mied deiner åldn Leier. Ådauernd heersd de auf dse denkng unn kimmsd mied denn oogedroschne Dseich. *Das schleichende Alter! Åch, iech bie su aasåmm!* Was soll das? Ist das dein ganzes Selbst? Darüber hast du nachgedacht?

Was regst du dich jedes Mal auf, lass mich in Ruh, reagieren die eigentliche Momoko und eine konservative Zotte dazu.

Stell in Frage, was du für naturgegeben hältst, lass dich nicht